

CHINAS EINGEZÄUNTE NOMADEN

TEXT & FOTOS HOLGER HOFFMANN



Der Autor Holger Hoffmann war bereits mehrfach in Tibet und den angrenzenden Regionen, erstmals in den 80er Jahren. Nach über zwanzig Jahren kehrt er zurück nach Amdo auf der Suche nach Nomaden, die noch traditionell im schwarzen Yakhaarzelt leben.

Jam Yang war zehn Jahre lang Mönch. Neben der allgemeinen Schulbildung erwarb er im Kloster auch Englischkenntnisse. Heute hat er Familie. Vor drei Monaten erwarb er den Führerschein und fährt jetzt mit mir in seinem neuen SUV zu seinem ehemaligen Kloster. Es liegt nur wenige Autostunden entfernt vom zur Gelug-Schule gehörenden Stammkloster Labrang unweit der Kreisstadt Zéqu auf 3.800 Meter inmitten einer weiten Hochebene. Schon von Weitem sind die in mehreren Kreisen auf einem Hügel angeordneten Gebetsfahnen erkennbar, dahinter eine Mobilfunkantenne. Auf der anderen Seite des Klosters erheben sich Hochspannungsmasten und Bagger ebnen der geplanten Autobahn nach Xining eine Trasse. Bereits im Verkaufsladen am Eingang des Klosters werden wir herzlich begrüßt. Der verantwortliche Mönch kennt Jam Yang noch aus dessen Schulzeit. Er lädt uns ein, nach dem Besuch des Klosters mit ihm Mittag zu essen. Es gibt Trockenfleisch und eine Nudelsuppe, ursprünglich gespendet von Pilgern und zwischenzeitlich im Tiefkühler aufbewahrt. Und dazu natürlich den für Tibet typischen Yakmilchtee. Jam Yang erklärt dem Mönch den Grund meiner Reise, dieser schüttelt den

Kopf. Praktisch alle Nomadenzelte sind heute aus weißer Kunstfaser. Die alten, aus Yakhaar gewebenen halten zwar mehrere Generationen und lassen sich bei Bedarf einfach vergrößern, sind aber beim Transport zu schwer und trotz der Imprägnierung durch den Rauch bei anhaltendem Regen nicht gleichermaßen wasserdicht. Er kenne aber noch eine Familie, die in einem schwarzen Zelt lebe. Wir fragen, ob er uns den Weg beschreiben könne? Nein, nein, er komme mit.

Ein Feldweg führt uns vorbei an mehreren Nomadenzelten, alle weiß. Mir fällt auf, dass überall das Weideland eingezäunt ist, nicht nur zur Straße hin. Zäune bei Nomaden? Ein Widerspruch in sich! Ich frage Jam Yang, warum dies so sei. Die Regierung habe dies veranlasst, bereits vor Jahren. Die genauen Gründe dafür könne er mir nicht erklären, dafür sei sein Englisch ungenügend. Auch mein Versuch, übers Internet mehr zu erfahren, scheitert an den Zugangsrestriktionen der chinesischen Regierung. Diese mittels VPN zu umgehen, werden freundlich beantwortet: „Note: Due to policy, this service is not available in China. Thank you for your understanding!“



Die Ehrerweisung an die buddhistischen Gottheiten (Puja) ist ein wichtiger Bestandteil des tibetischen Alltags.

So erfahre ich die Gründe erst nach meiner Rückkehr (siehe nebenstehende Spalte).

Nach wenigen Kilometern zweigt der Weg ab Richtung Amnye Zurgin, einem auf 4.200 Meter gelegenen heiligen Ort. Auf dem Weg dorthin liegt unser Ziel. Die ganze Familie erwartet uns – über das Mobiltelefon bereits informiert – am Zaun. Nachdem ich mit ihrer Hilfe zwischen dem Stacheldraht hindurchgeschlüpft bin, werde ich zum Zelt begleitet. Es ist schwarz und nach Süden weit geöffnet, davor der Nachlagerplatz der Yaks, erkennbar an den Pflocken in der schwarzen, graslosen Erde, den dazwischen gespannten Seilen zum Anbinden der Yaks und an den Dunghaufen. Der Platz ist leer, die Yaks noch auf der Weide.

Mir wird im Zelt auf der Männerseite der Gästeplatz neben dem Hausaltar zugewiesen. Dagr Tschü, unsere Gastgeberin, Ende vierzig, reicht mir mit einem Lächeln eine Schale Milchtee. Dankend nehme ich sie entgegen, in dem ich qua tin ché stamme. Neben mich setzt sich Tensing, ein Mönch Mitte 70, der – wie ich bald erfahre – der Vater von Dagr Tschü ist, und der erst 45-jährig, nachdem seine Frau sich von ihm getrennt hatte, ins Kloster eingetreten war, jetzt aber mehrheitlich bei seiner Tochter lebt und damit Familienoberhaupt ist. Der Rest der Familie kauert auf dem Boden der gegenüberliegenden Frauenseite, dazwischen in der Mitte der Ofen mit dem Teekessel. Zwischen den Mönchen und Jam Yang entfacht sich schnell ein lebhaftes Gespräch, währenddessen ich von der Frauenseite neugierig beäugt werde. Hinter dem Rücken von Dagr Tschü versteckt sich ihr 10-jähriger Enkel Tschag Do Je, der während der Schulferien bei ihr zu Besuch ist. Neben ihr sitzen ihre um 20 Jahre jüngere Schwägerin Ar Sinka Tschü mit ihren drei Kindern im Alter von 10, 8 und 6. Wei Ma Tschü Drin, die älteste, ist so voller Energie, dass sie sich nicht lange stillhalten kann, springt raus zu ihrem im Regen eine Zigarette rauchenden Vater, Dagr, dem deutlich jüngeren Bruder von Dagr Tschü. Inzwischen zückt ihr jüngerer Bruder sein Mobiltelefon und beginnt mich damit zu fotografieren. Ich mache daraufhin vom Gegenrecht Gebrauch, was offenbar intendiert war.

Für die beiden Frauen bleibt jedoch nicht viel Zeit zum Verweilen, die Tiere kommen bald von der Weide, und der Yak-Dung ist noch nicht eingesammelt. Da auf dieser Höhe keine Bäume wachsen, ist dieser in getrockneter Form das einzig zur Verfügung stehende Brennmaterial. Die beiden Frauen formen aus den Fladen Kugeln und werfen diese in eine Schubkarre, um sie dann am Rande des Zauns zum Trocknen aufs Gras zu verschmieren. Kaum sind sie

CHINAS LANDWIRTSCHAFTSPOLITIK IN TIBET

Nomaden – sei es in Tibet, der inneren Mongolei oder Xinjiang – wurden nach der Machtübernahme durch die Kommunisten von den chinesischen Behörden als ungebildet und rückständig betrachtet, die mit ihren jahrtausendealten Traditionen und Erfahrungen nicht in der Lage seien, die in von aridem oder semiaridem Klima geprägten Steppenlandschaften effizient zu bewirtschaften. Ackerbau wurde als der nomadischen Viehwirtschaft überlegen und als produktiver betrachtet. Einhergehend damit wollte der Staat die Nomaden sesshaft machen, um ihnen Schulbildung zu ermöglichen, eine bessere Gesundheitsversorgung zu bieten und sie zu 'wertvollen Mitgliedern der sozialistischen Arbeitergesellschaft' zu machen.

Die Sesshaftmachung gelang teilweise, die Versuche, das tibetische Hochplateau in Agrarland umzuwandeln, scheiterten. Im Rahmen der Kollektivierung galt es nun, die jährlich steigenden Produktionsvorgaben bezüglich Viehbestand zu erreichen, bzw. zu übertreffen. Dies führte zur Überweidung. Dem Staat drohte, die Kontrolle zu verlieren, deshalb beschloss er, dass zunächst nur die Winterweiden, später alle, privatisiert, sprich den Nomaden entsprechend ihres damaligen Viehbestandes verpachtet und eingezäunt werden. Chinesische Wissenschaftler berichten in der Folge von einer Erholung des Graslandes, ausländische Forscher beurteilten die Situation skeptischer. Unabhängige Forschungsergebnisse liegen erst seit kurzer Zeit vor. Sie zeigen, dass die Weiden sich kurzfristig über einen Zeitraum von vier bis acht Jahren erholt hätten, dann aber die Situation sich weiter verschlechtert habe. Sie empfehlen, die Nomaden und ihr Wissen bei der zukünftigen Planung einzubeziehen.



Tensing isst Tsampa während Dagr Tschü die frisch gemolkene Milch abkocht.



Dagr Tschü bereitet eine Thukpa (tibetische Nudelsuppe) zu.

damit fertig, treibt Dagr die Kälber zurück von der Weide. Ich zähle 31. Jedes hat seinen fixen Platz. Beim Anbinden hilft nun auch Wei Ma Tschü Drin in ihren pinken Gummistiefeln und einem Mantel mit gleichfarbigen tibetischen Ornamenten.

Der Mönch, der uns hergeführt hat, verabschiedet sich und bekommt von Dagr Tschü einen großen Klumpen Butter zugesteckt. Dann folgt der Auftritt der 81 erwachsenen Yaks. Sie werden von den Kindern von der Weide zurückgetrieben. Da alles eingezäunt ist, braucht es weder Pferde noch Hunde. Anfangs leisten sie Widerstand gegen das Anbinden, fügen sich dann aber schnell, sobald sie an ihrem gewohnten Platz stehen. Die Muttertiere haben ihren Platz immer gegenüber ihrem Kalb.

Die Sonne ist mittlerweile untergegangen und es hat wieder begonnen zu regnen. Jede der beiden Frauen nimmt nun, nachdem sie sich die Hände gewaschen haben, den hölzernen Melkkübel, bindet ein Kalb los und führt es der Mutter zu. Nachdem es eine gute Minute getrunken hat, muss es der Melkerin weichen, da nützt alles sich Wehren nicht. Gemolken wird in der Hocke, einen Melkschemel kennen sie hier nicht. Mittlerweile ist es so dunkel, dass sie das Flutlicht einschalten. Der Stromanschluss ist zusammen mit den Zäunen gekommen und damit die Möglichkeit, das Wasser aus dem Brunnen zu pumpen, eine Waschmaschine und im Vorratszelt eine Tiefkühltruhe anzuschließen. Als sie am Schluss die Milch zusammenschütten, erscheint mir der Ertrag eher bescheiden: gut 20 Liter.



Eine Schale Milchtee, ob mit Zucker, etwas Salz oder mit Tsampa, ist immer willkommen.

In einer Regenpause „verarztet“ die Männer zwei Tiere: Bei einem streichen sie Salbe in die entzündeten Augen, dem anderen sägen sie überstehendes Horn am Huf ab. Dann ist es höchste Zeit fürs Nachtessen. Es gibt selbstgemachte Blut-, Fleisch- und Mehlwürste. Beim Essen sitzen alle am Boden, Tische oder Stühle gibt es ebenfalls nicht. Der von mir offerierte Reisschnaps wird höflich abgelehnt. Ich frage, warum sie keine Schafe hätten. Dies sei zu aufwendig, wegen der Wölfe. Sie haben bereits vor ein paar Jahren ihre Herde verkauft und verpachten nun ihr überschüssiges Weideland den Nachbarn.

Alle sind müde, der Tag war lang. Jam Yang schläft im schwarzen Zelt auf der Männerseite, ich ziehe mich in mein Zelt zurück und stelle den Wecker, denn gemolken wird bereits vor Sonnenaufgang. Und richtig, als ich um 7:30h aus dem Zelt schaue, sind Dagr Tschü und Ar Sinka Tschü bereits wieder am Melken. Über dem Hochplateau hängen Nebelschwaden, durch die sich die aufgehende Sonne kämpft. Tschag Do Je und Jam Yang schlafen beide noch – unter einer Plastikfolie. Der Regen war stärker als das Zeltdach.

Dagr beginnt den Tag mit der Feuer-Puja, einem Ritual zur Ehrerweisung an die buddhistischen Gottheiten. Oberhalb der Zelte entfacht er ein kleines Dungfeuer, in das er zunächst einen Wacholderzweig wirft, dann Lebensmittel wie Tsampamehl oder Käse und zuletzt spritzt er Wasser ins Feuer. Dazu murmelte er Mantras und bläst abschließend dreimal in eine große Muschel, was für mich wie ein Nebelhorn



tönt. Bei dieser und späteren Pujas hat mich die Inbrunst, der die Puja ausführenden Personen, berührt. Besonders beeindruckt haben mich zwei junge Männer, die mit der Unterstützung eines Mönches die Puja an einem für die Tibeter heiligen See durchgeführt haben. Selbst bei den jüngeren Tibetern scheinen die religiösen Rituale einen festen Platz in ihrem Leben zu haben. Zum Frühstück gibt es Tsampa. Jeder knetet in seiner Teeschale einen Teig aus geröstetem Gerstenmehl, Butter und Milchtee so lange, bis er sich ohne Rückstände von der Schale löst. Dies passiert nur, wenn das Verhältnis der Bestandteile zueinander stimmt. Tensing will helfen, bemerkt jedoch stauend, dass ich darin von meinen früheren Reisen bereits eine gewisse Routine habe. Mit der Tsampakugel in der einen Hand und der gefüllten Teeschale in der anderen schlage ich mir genüsslich den Bauch voll.

Auch die kommenden Tage freue ich mich manchmal sogar dreimal täglich auf dieses so typische tibetische Gericht.

Die Tiere sind auf die Weide getrieben und die Sonne hat die letzten Nebelfetzen gefressen. Es ist Zeit, die Käsekrümel zum Trocknen auf zwei Bläcken vor dem Zelt auszubreiten. Auch jetzt gönnen sich die Frauen kaum eine Pause. Als Nächstes steht die Herstellung von Butter aus den Milcherträgen der letzten Tage an. Meine romantischen Vorstellungen, dass sie diese in einem Butterfass stampfen würden, wie ich dies zuletzt vor zehn Jahren in Mustang beobachten konnte, werden jäh enttäuscht dank der Elektrifizierung geschieht dies heute maschinell. Nur die letzten Schritte, das Ausdrücken der restlichen Buttermilch und die Formung der Butter zu einem 3 bis 10 kg schweren Klumpen, sind noch Handarbeit.

Am Nachmittag steht der Besuch von Nachbarn auf dem Programm. Trotz Nachfragen und Abfahren größerer Distanzen gelingt es mir auch in den kommenden Tagen nur zwei weitere Familien ausfindig zu machen, die noch in einem schwarzen Zelt wohnen. In einem brennt ein Butterlämpchen auf dem Hausaltar und der Ofen ist noch traditionell aus Lehm gebaut.

Als wir eine Familie telefonisch anfragen, ob wir sie besuchen dürften, teilen sie uns mit, dass sie die drei kommenden Tage auf einem lokalen Reiterfest seien, welches sie zusammen mit rund zehn anderen Familienclans aus der Gegend organisiert hätten. Wir seien herzlich eingeladen. Dagr und Tschag Do Je begleiten uns. Zuvor bekommt Tschag Do Je von seiner Großmutter noch die Haare über einem Plastikbecken gewaschen.

Hinter dem nächsten Hügelzug finden wir das Festgelände. Es besteht aus lediglich einem Dutzend Festzelten, die um eine Wiese, groß wie ein Tennisplatz, angeordnet sind. In und vor den Zelten herrscht ein reges Treiben, hat doch jeder Clan in seinem Zelt auf den Tischen Berge von Fleisch, Brot, Süßigkeiten, Äpfeln, Melonenschnitzern und allen Sorten von Fruchtsäften und Softdrinks zur Bewirtung ihrer Gäste aufgestapelt. Auch ich werde sofort im erst besten Zelt auf eine Bank hinter einem dieser Gabentische gedrängt und bekomme zur Begrüßung von einer jungen Dame eine Schale Thukpa (tibetische Nudelsuppe) in die Hand gedrückt. Die umsitzenen Männer beginnen sofort für mich die besten, sprich fettesten Fleischstücke abzuschneiden und die Melonenschnitze in meine Nähe zu rücken.



Ich habe die Suppe noch nicht zu Ende gegessen, da stürmt ein junger Mann ins Zelt, und gibt mir in gebrochenem Englisch zu verstehen, er sei der Sohn der Familie, die wir besuchen wollten. Er bittet mich, ihn zu ihrem Zelt zu begleiten. Dieses Mal erhalte ich einen Platz vor dem Zelt und köstliches Yakjoghurt und werde – erst von einem Jugendlichen, dann von einer Gruppe Männern und schließlich auch von jungen Frauen – gefragt, ob sie ein Selfie mit mir machen dürfen.

Dies weckt bei mir Erinnerungen, als meine Frau und ich vor über 20 Jahren an einem Klosterfest in einer Region von Amdo, die wegen politischer Instabilität Sperrgebiet für Touristen war, wie Aliens bestaunt wurden, mit zwei Unterschieden: damals gab es in Tibet noch keine Mobiltelefone und wir mussten eine Buße von 200 Yuan zahlen. Mir wird bewusst, dass es auch heute noch in China Gegenden gibt, in die sich – auch, ohne dass sie explizit Sperrgebiet sind – kaum westliche Touristen verirren.

Viel Zeit zum Sinnieren bleibt mir nicht, mein Gastgeber bedeutet mir, ihm zu folgen. Am Hang über dem Festgelände umkreisen Männer mit ihren Pferden am Halfter ein Puja-Feuer und erbringen in zunehmender Ekstase ihre Opfer. Anschließend wird jedes Pferd mit Wacholderrauch gesegnet und vier Mönche erbitten den Schutz für das bevorstehende Pferderennen. Danach bricht die Festgesellschaft auf zum gut zwei Kilometer entfernten Zielhügel und lässt sich gruppenweise im Gras nieder. In der Ebene stehen 20 Pferde bereit, sie starten in vier Fünfergruppen, und die Sieger treten zum Finale gegeneinander an. Die Reiter sind junge Männer, geritten wird ohne Sattel und Steigbügel und auf den letzten 100 Metern können sie sich der begeisterten Zurufe der Zuschauer sicher sein.

In der folgenden Woche darf ich noch zwei weitere Reiterfeste miterleben. Diese sind jedoch wesentlich größer und ziehen tausende Besucher an, mehrheitlich Tibeter. Auch hier keine westlichen Touristen, weshalb ich wieder als Fotomodell herhalte. Das Gesar Horse Racing Festival in Maqu hat sogar eine fixe Rennbahn mit riesigen überdachten Tribünen und ist in fester Hand der chinesischen Organisatoren. Die aufretenden tibetischen Sänger und Tanzgruppen geben ein Gastspiel im eigenen Land, die Resultate der Rennen werden in Mandarin verkündet und über den Festzelten wehen rote Fahnen mit fünf gelben Sternen.

Das Großaufgebot an Polizei hält sich diskret zurück und einer der Polizisten – er ist Tibeter – schenkt mir eine Flasche Wasser und



Beide Seiten: Die Nomadenfrauen sind ständig beschäftigt, sei es mit Einsammeln von Dung, dem Anbinden der Tiere, Zuführen der Kälber zu ihren Müttern (links), dem Melken (rechts), der Herstellung von Butter oder dem Kochen, beispielsweise von leckeren Momos.

offert mir in daraus auf englisch geführten Gespräch, bei seiner Familie zu übernachten, falls ich noch keine Unterkunft hätte.



Das Gesar Horse Racing Festival in Maqu ist mittlerweile ein stark chinesisches geprägtes Spektakel.

Die lokalen Reiterfeste dagegen sind noch von der tibetischen Kultur geprägt.

Reiterkunststücken zählen bei jedem Reiterfest zum festen Programm.



In den verbleibenden Tagen meiner Reise besuche ich noch fünf Klöster, darunter die berühmten Klöster Labrang und Tongren, die mich bereits vor 20 Jahren beeindruckt haben, aber auch kleinere, in die sich keine Touristen verirren. Labrang beherbergt auf einer Fläche von 86 Hektar 48 Tempel und wieder über 2000 Mönche und ist damit das größte Kloster außerhalb der autonomen Region Tibet. Es ist auch das von Touristen meistbesuchte. Die Klosteranlage ist umzingelt von riesigen Parkplätzen, der Verkehr auf den Zufahrtstraßen staut sich kilometerweit und die Zahl der chinesischen Touristen übersteigt die der Pilger um ein Vielfaches. Während der acht Stunden, die ich auf dem Klostergelände verbracht habe, bin ich nur sechs westlichen Touristen begegnet. Der Ansturm ist jedoch nicht vergleichbar mit dem auf den Potala in Lhasa.

Hier soll die Zahl der Besucher mittlerweile fünf Millionen pro Jahr betragen. Auch die für den chinesischen Massentourismus symptomatische Disneyfizierung hat noch nicht das Ausmaß angenommen wie in Cham, wo bereits vor Jahren die Stadt Zhongdian mitsamt dem Kloster von den chinesischen Behörden in Shangri-La umbenannt wurde.

Chinesische Touristinnen in Labrang lieben es, sich vor dem Besuch der Klosteranlage in einem darauf spezialisierten Geschäft tibetische



Die Religiosität und das Klosterleben sind ungebrochen und ziehen viele chinesische Touristen an.

festtagskleider zu mieten und sich entsprechend schminken und frisieren zu lassen, um dann vor der malerischen Klosterkulisse – alleine oder zusammen mit Pilgern – Selfies zu machen. Wer sich beim Besuch Zeit lässt und den Touristenströmen aus dem Weg geht, wird dennoch belohnt. So darf ich die Mönche bei der Herstellung von Torma fotografieren. Das sind Skulpturen, die aus Tsampa und Butter bestehen und in tantrischen Ritualen oder als Opfergaben verwendet werden. Nach 17 Uhr, als die Eingänge für Touristen bereits geschlossen sind, stoße ich auf dem Platz vor dem Haupttempel auf eine Gruppe von wartenden Pilgern. In der Annahme, dass dies einen guten Grund habe, warte ich mit ihnen anderthalb Stunden, ohne zu wissen, was mich erwartet. Dann verlassen rund hundert Mönche mit ihren gelben Mützen mit Pauken und Trompeten den Tempel und ziehen an uns vorbei.

Das Kloster Tongren ist etwas kleiner als Labrang und weniger touristisch, aber berühmt für seine Tangka-Malschule. Auch hier – wie in Labrang – ist es verboten, in den Tempeln zu fotografieren. Zur Einhaltung des Verbotes sind vier bis sechs Kameras installiert. Da es in China mittlerweile an jeder Ecke Überwachungs-



kameras gibt, stört sich – außer mir – niemand daran. Ein ganz anderes Bild bietet sich mir in den kleinen, abseits gelegenen Klöstern. Ich werde von den Mönchen oder Nonnen herzlich begrüßt, werde in die Küche gelotst, bekomme Früchte zugesteckt und darf ungehindert ihren Alltag fotografieren.

Meine Reise endet in Xining, einer Zweieinhalbmillionen-Metropole mit Hochhäusern, soweit das Auge reicht, nicht wenige davon Bauruinen, Shopping-Malls und Verkehrsstatus. Nahe der großen Moschee kaufe ich zwei Gebäckstücke. Die junge Verkäuferin steckt mir lächelnd ein Drittes in die Tasche: „Welcome to China“.